

Kultur unter militärischem Schutz

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **17 (1916-1917)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KULTUR UNTER MILITÄRISCHEM SCHUTZ

Das Wort „Kultur“ gehört zu den Ausdrücken, die ein ehrlicher Schriftsteller nur im Notfalle in den Mund nimmt. In einer Festrede ist es wohl am Platze; denn es klingt erhaben und jeder denkt sich etwas anderes darunter. Aber wer gern mit klaren Begriffen operiert, hält sich lieber an Ausdrücke, die nicht ganz so vieldeutig sind.

Wenn das Wort sich hier trotzdem, sogar in der Überschrift, findet, so liegt dies daran, dass die These, die in dieser Skizze betrachtet werden soll, ohne den kritisierten Ausdruck gar nicht formuliert werden kann. Wer eine Ansicht auf ihre Berechtigung prüft, muss sie so nehmen, wie sie ihm geboten wird, selbst wenn sie so schlecht gefasst ist, dass sie einer Untersuchung die größten Schwierigkeiten entgegenstellt.

Eines der wirkungsvollsten Schlagwörter im Kampf um die Sympathien der neutralen Intellektuellen im gegenwärtigen Krieg ist bekanntlich die Behauptung, dass die kriegführenden Staaten nicht nur um ihre militärische, politische oder wirtschaftliche Existenz (oder Hegemonie) ringen, sondern auch für die von ihnen, nach ihrer Ansicht vertretene nationale Kultur im Kampfe ständen. Wenn auch den Landesfremden die militärischen oder ökonomischen Ziele des Krieges gleichgültig sein könnten (so ungefähr ist der Gedankengang), so sei er doch dadurch am Ausgange des Kampfes direkt interessiert, dass zugleich über das Schicksal *seiner* Kultur entschieden werde. *Seiner* Kultur im engeren oder weiteren Sinne — d. h. entweder der Kultur, als deren Angehöriger er auf Grund seiner Muttersprache betrachtet wird, oder der Kultur, der er, obwohl sprachlich Mitglied einer andern Gruppe, wesentliche und unentbehrliche geistige Güter verdankt. Der neutrale Intellektuelle hätte demnach nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, zugunsten seiner geistigen Nährmutter aktiv Partei zu ergreifen. Nicht nur aus dem Gefühl natürlicher Sympathie und Dankbarkeit heraus, sondern auch aus rein utilitaristischen Erwägungen. Wenn die Armeen des Staates geschlagen würden, an deren Erfolg die Existenz „seiner“ Kultur geknüpft ist, so würde damit auch die Basis seines intellektuellen Lebens zerstört.

Natürlich ist diese These nicht unangefochten geblieben. Die Leser von *Wissen und Leben* werden sich speziell erinnern, dass sowohl Ragaz wie Nippold sie deutlich zurückgewiesen und vor der gefährlichen Verwechslung zwischen Staat und Kultur gewarnt haben. Trotzdem erscheint es mir nicht unersprießlich, einmal das Problem für sich allein zu behandeln. Denn die Verhältnisse liegen nicht so einfach, dass sie in einigen wenigen Sätzen charakterisiert werden könnten, so trefflich diese auch geeignet sind, unklare Vorstellungen im Denken vieler schweizerischer Intellektueller zu klären. Auch gehen die bisher publizierten Betrachtungen von der Voraussetzung aus, dass zwischen der nationalen Kultur, die man sich in einem bestimmten Staate verkörpert denkt, und den politischen Zielen, die eben derselbe Staat verfolgt, ein Gegensatz bestehe, den das politisch anders orientierte Ausland nicht aus dem Auge verlieren dürfe. Dieser Gesichtspunkt ist nun aber von der eben angeführten These deutlich unterschieden, und wer diese für richtig hält, kann von seinem Standpunkte aus Argumente, die zugunsten *politischer* Ideale lauten, nicht ganz mit Unrecht als unerheblich beiseite legen. Er kann sich sagen: „ganz gleichgültig welche militärisch-politischen Ziele daneben erkämpft werden sollen, — für mich persönlich handelt es sich nur darum, ob *die* Kultur, der ich so vieles verdanke, ihre Existenz behaupten soll oder nicht. Ob dies der Fall sein wird, wird dadurch entschieden, ob die Waffen des Staates, von dem diese meine Kultur abhängt, den Sieg davontragen.“

Dieser Gedankengang hat nun aber den Fehler, dass die These, auf der er beruht, nichts weniger als bewiesen ist.

Freilich ist damit auch nicht gesagt, dass sie falsch sein muss. Behauptungen dieser Art lassen sich im strengen Sinne des Wortes überhaupt nie beweisen. Sie lassen sich widerlegen, wenn man mit Hilfe von Gegenbeispielen zeigen kann, dass der angeblich notwendige Kausalzusammenhang zwischen bestimmten politisch-militärischen Verhältnissen und der Existenz einer nationalen Kultur nicht besteht. Aber selbst dieses negative Argument (das einzige, über das wir verfügen), reicht in unserem Falle nicht aus, weil der Satz, der geprüft werden soll, mit viel zu unklaren Begriffen arbeitet.

Es ist nicht schwer, die These, von der hier die Rede, zu formulieren. Man kann sie etwa folgendermaßen fassen: „Eine

nationale Kultur kann nur gedeihen, wenn sie einen unabhängigen und militärisch starken Großstaat zum Rückhalt hat. Ist dies der Fall, so kann sie sich freilich auch über Staaten und Länder anderer Art ausbreiten; es ist sogar denkbar, dass diese durch eigene Anregungen die gemeinsame Kultur fördern helfen können. Aber alles dies nur so lange, als der geistige Nährboden — der militärisch starke Nationalstaat, der die Kultur schützt — Bestand hat. Wird dieser geschwächt, so werden die aus eigener Kraft zu einer großen Kultur unfähigen militärischen Zwergstaaten geistig ebenso zugrunde gehen, wie sie bereits in politischer Beziehung verkümmert sind.“

Der unklare Begriff, der diese These so schwer diskutieren lässt, liegt in dem Worte „Kultur“. „Kultur“ umfasst so sehr verschiedenartige Dinge. Es wäre leicht zu zeigen, dass, wenn man diese auseinandernähme, mit Bezug auf kein einziges sich die Richtigkeit der eben angeführten These erweisen ließe. Von der Kunst im weitesten Sinne des Wortes ist dies ohne weiteres klar; aber auch von der Literatur, die aus äußern Gründen an der Existenz eines nationalen Staates stärker interessiert scheint als bildende Kunst und Musik, gilt dasselbe. Haben nicht gerade in den letzten Jahrzehnten Völker, die kleineren Staatswesen angehörten, wie die skandinavischen Nationen, oder politisch überhaupt keine Einheit bilden, wie die Polen, eine literarische Produktion entfaltet, die sich neben den Leistungen der Angehörigen großer Militärstaaten wahrlich nicht zu schämen braucht? Und trifft man gesellschaftliche Kultur wirklich durchweg in höherem Grade in den Ländern an, die einer durch einen starken und großen Staat vertretenen Kulturgemeinschaft angehören? Ist nicht sogar *die* Seite der Kultur, an die man bei der Aufstellung unserer These am ehesten denken könnte, nämlich die Unterhaltung kostspieliger wissenschaftlicher Lehranstalten und Laboratorien, keineswegs an die Fürsorge des Staates und noch weniger an die Existenz einer starken Wehrmacht gebunden? Hat nicht auch in dieser Beziehung die staatliche Aufsicht „Kulturfortschritte“ ebenso oft gehemmt wie gefördert?

Nun wird man freilich einwenden, eine nationale Kultur sei ebenso wenig das bloße Resultat solcher einzelner Erscheinung wie die Philosophie die bloße Zusammenfassung der Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften; unter Kultur verstehe man vielmehr den Geist, der alle Lebensäußerungen einer Nation durchdringe und

ihnen eine innere Einheit gebe. Aber auch so gefasst, ließe sich die These nicht erweisen. Gerade in Deutschland, wo der Satz wohl die meisten Anhänger zählt, läge es nahe, sich daran zu erinnern, dass einer Blüte der nationalen Kultur keineswegs ein politischer Aufschwung parallel zu gehen braucht.

Richtig ist an der These wohl nur das eine, dass, wenn schon der innere Wert und die historische Bedeutung einer Kultur mit der Existenz eines schützenden Großstaates nichts zu tun hat, sie doch durch den Zusammenhang mit einem großen Staate mannigfach modifiziert wird. Besonders dann, wenn der Großstaat sich als Hüter der nationalen Kultur fühlt und diese systematisch pflegt und für seine Zwecke ausnützt. In diesem Falle erhält sie natürlich gewisse Eigentümlichkeiten, die sie eventuell verlieren könnte, wenn der protegierende Staat verändert würde. Wer diese aus den engen Beziehungen zu einem bestimmten Regierungssystem fließenden Eigenschaften einer Kultur für ihre wesentlichen Bestandteile hält, mag dann allerdings von politischen Wandlungen den Ruin seiner Kultur befürchten. Aber im übrigen kann eine Kultur, die lebenskräftig ist, dadurch nicht zerstört werden, dass sie sich infolge politischer Verschiebungen mannigfach verändert. Vollends unbewiesen ist die Meinung, dass solche Veränderungen sich immer in verschlechterndem Sinne vollziehen, wenn ihre Ursache in militärisch-politischen Misserfolgen besteht. Der Glaube, dass Kultur und militärische Macht zusammengehören, ist allerdings bei Verteidigern der deutschen Kultur häufig zu finden. Aber wer so denkt, begeht den Fehler, dass er aus einem einzelnen Fall ein allgemeines Gesetz macht, und seine Ansicht ist ebenso unhaltbar, wie die einst herrschende liberale, die gerade das Gegenteil behauptete, nämlich dass Anspannung aller staatlichen Kräfte zu militärischen Zwecken und allgemeine Wehrpflicht jede wahre Kultur töten müssten.

Man könnte die These nicht einmal in der Weise stützen, dass man sagte, Verschiebungen der politischen Machtverhältnisse zögen notwendigerweise ökonomische Folgen nach sich, und durch diese werde auch die Kultur einer Nation in Mitleidenschaft gezogen. Es ist allerdings richtig, dass für die Existenz einer Kultur gewisse wirtschaftliche Voraussetzungen bestehen. Es scheint, als wenn „Kultur“ nur da gedeihen könnte, wo ererbter Wohlstand wenigstens einen Teil der Bevölkerung vor den bittersten Formen des Existenz-

kampfes schützt und Reichtum oder auch leichter Lebensunterhalt und Bedürfnislosigkeit erlauben, dass die geistige und physische Arbeitskraft nicht ganz durch die Befriedigung der elementarsten Notwendigkeit in Anspruch genommen wird. Aber auch hier wäre es nun falsch anzunehmen, dass ein großer Militärstaat seinen Angehörigen unter allen Umständen ökonomisch besonders günstige Verhältnisse schaffen könnte. Starke Rüstungen und Steigen des Wohlstandes schließen sich allerdings nicht aus; aber sie bedingen sich ebenso wenig. Arbeitsamkeit der Bevölkerung, natürliche Fruchtbarkeit, Reichtum an Bodenschätzen, geordnete politische Verhältnisse, geregeltes Finanzwesen und vieles andere sind wohl wichtigere Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Aufschwung als eine durch Kanonen geschützte Handelspolitik und es ist denn auch jedermann bekannt, dass noch in der Gegenwart manche Klein- und Mittelstaaten ohne Machtpolitik ökonomisch nicht geringere Fortschritte gemacht haben und ebenso viel Mittel für „Kulturaufgaben“ zur Verfügung stellen als die Großstaaten.

Das gilt sogar für das *eine* Gebiet, auf dem man der These von dem militärischen Großstaat als der Voraussetzung einer nationalen Kultur am ehesten eine gewisse Berechtigung zusprechen könnte, nämlich auf dem Gebiet der Unterstützung der Naturwissenschaften inklusive der Medizin und der Technik durch den Staat. Wenn in sonst durch und durch konservativen Staaten dem Fortschritt in den technischen Wissenschaften freie Bahn gelassen wird, geht dies allerdings in der Hauptsache auf militärische Erwägungen zurück. Nirgends so wie im Kriege rächen sich technische Rückständigkeiten und eine Regierung, die Machtpolitik treibt, wird deshalb geneigt sein, nicht nur für die technischen Wissenschaften große Mittel zu bewilligen, sondern hier auch ohne Rücksicht auf sonst bestehende Schranken dem Talente den Weg zu ebnen. Schon die naturwissenschaftliche Aufklärung des 17. Jahrhunderts hat sich wohl nur deshalb gegen die Anfeindungen der Theologie und der Schulphilosophie behaupten können, weil die Regierungen ihre technischen Erfindungen für Krieg und Schifffahrt nicht entbehren konnten. Aber auch hier hat die Erfahrung gezeigt, dass dieser Stimulus nicht nötig ist. Auch wenn militärische Motive wegfielen, würden Technik und Naturwissenschaften gefördert, solange sie sich auch für die friedliche Industrie als wertvoll erweisen. Der

durch die starke Bevölkerungsvermehrung außerordentlich verschärfte ökonomische Kampf hat es auch in der Industrie immer mehr unmöglich gemacht, mit technisch rückständigen Einrichtungen das Feld zu behaupten, und tatsächlich hat die Industrie denn auch vielfach schon die Konsequenzen daraus gezogen und die ihr dienenden Forschungsinstitute mit reichen Mitteln bedacht. Dass die Verarmung, die infolge des Krieges zumal in den kriegführenden Ländern einzutreten droht, diese wie viele andere „kulturfördernde“ Ausgaben zu schmälern geneigt ist, wird allerdings nicht zu bezweifeln sein; aber auch dann handelt es sich um einen ökonomischen Wandel, der mit der Frage nichts zu tun hat, ob sich eine wirkliche Kultur nur innerhalb eines starken, eine selbständige internationale Politik treibenden Staates entwickeln könnte. Die Stellung eines Staates in der internationalen Politik hat sicherlich auf seine Kultur einen Einfluss, wenn dieser auch selten genau zu schätzen ist; aber damit ist nur *eine* der Einwirkungen gegeben, die äußere Verhältnisse auf das Wesen einer Kultur ausüben, und keine der wichtigsten. Die Türkei war im 16. Jahrhundert der militärisch stärkste und politisch am zielbewusstesten organisierte Staat in Europa; trotzdem lagen damals in manchen zu einer ohnmächtigen Politik verurteilten Kleinstaaten die Verhältnisse für die Kultur günstiger.

Ich verzichte im übrigen darauf, historische Belege heranzuziehen. Dann, wenn jemals der Satz gegolten hat, dass man aus der Geschichte alles beweisen kann, so ist es hier der Fall. Für die These, dass sich eine „nationale Kultur“ (was man nun auch darunter verstehen mag) nur auf Grund von Waffenerfolgen und nur auf der Grundlage eines großen Staatswesens behaupten und ausbreiten kann, lassen sich ebenso viele Beispiele wie Gegenbeispiele anführen; auch müsste die Untersuchung so ausführlich werden und zu scheinbar so subtilen Unterscheidungen führen, dass man sie nur Lesern von Fachzeitschriften vorsetzen dürfte. Ferner ist in der älteren Zeit die Ausbreitung einer Kultur meist so eng mit der Ausbreitung einer Religion verbunden, dass für die Gegenwart wenig daraus zu lernen wäre.

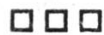
Die gegenwärtige europäische Kultur ist überhaupt ein so eigenartiges Gebilde, dass alle Analogieschlüsse versagen müssen. Denn sie besteht nicht aus selbständigen „Nationalkulturen“, sondern

aus verschiedenen neben einander existierenden Kulturen, die einer gemeinsamen Religion und Kultur entsprossen sind und unablässig in gegenseitigem Austausch stehen. Die Existenz einer einzelnen dieser Kulturen kann schon deshalb nicht ausschließlich von einem bestimmten Staat und dessen internationaler Stellung abhängen, weil sie in der Zukunft nicht weniger als in der Vergangenheit auf die Kulturentwicklung der übrigen Glieder der europäisch-amerikanischen Gemeinschaft, der großen und auch der kleinen, angewiesen ist. Wenn eine Nation versucht hat, sich gegen „ausländische Einflüsse“ abzusperren, hat sie sich stets zur Sterilität verurteilt; sobald sie dagegen imstande ist, fremde Anregungen selbständig zu verarbeiten und aus eigenem Geiste umzubilden, darf sie sie als Bestandteil ihrer Kultur in Anspruch nehmen. Wird nun aber wirklich diese Fähigkeit in der Hauptsache dadurch bestimmt, dass sie als starker Militärstaat organisiert ist?

Das ist die Frage, auf die der politisch uninteressierte Ausländer nicht ohne weiteres mit einem Ja antworten sollte. Für den Bürger eines Großstaates ist es gewiss keineswegs gleichgültig, welche Rolle sein Land in der internationalen Politik spielt; denn für ihn ist sein Staat weniger der Hort seiner Kultur als der Schützer ökonomischer und politischer Rechte. Auch für den politisch denkenden Ausländer, der mit dem Sieg eines bestimmten Staates oder einer Staatengruppe den Sieg gewisser politischer Ideen verknüpft glaubt, lässt sich die Frage nicht in so einfacher Form stellen. Sie ist vielmehr auf den unpolitischen Intellektuellen berechnet, dem die Existenz seiner Kultur mit dem Siege der einen Mächtegruppe unlöslich verknüpft erscheint, und darunter besonders auf diejenigen, die sich ausschließlich *einer* Kultur verpflichtet fühlen, was freilich in der Schweiz nicht die Regel sein sollte.

ZÜRICH

EDUARD FUETER



La médisance est un assemblage d'iniquité; une envie basse, une haine déguisée, qui répand sur ses paroles l'amertume cachée dans le cœur; une duplicité indigne, qui loue en face et déchire en secret; une légèreté honteuse, qui ne sait pas se vaincre et se retenir sur un mot, et qui sacrifie souvent sa fortune et son repos à l'imprudence d'une censure qui sait plaire; une barbarie de sang froid, qui va percer un frère absent; une injustice où nous lui ravissons ce qu'il a de plus cher.

MASSILLON (*Carême*)